
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 274 | Bydgoszcz / Bromberg, 30. November | 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(14. Fortsetzung.)

7. Kapitel.

Von der Stadt Panuco, dem schmierigen Zentrum des „Nordfeldes", gehen strahlenförmig staubige, holprige Wege in den Busch. Alle münden in einen kreisrunden, gerodeten Fleck, den Beil und Hackmesser aus dem Dorn- und Kakteenbusch herausgeschält haben. Auf jedem dieser Flecke hat sich ein kleines Dorf entwickelt, ein Kamp: ein paar primitive Holzhütten und Zelte für die Hilfsarbeiter, die „hands"; eine langgestreckte Baracke für die höheren Grade der Ölleute, eine verrauchte Wellblechhütte für den Chinesenkoch, daneben ein Berg von „Latos", von Blechgefäßen für das kostbare Wasser. Der Kirchturm dieser einfachen Siedlung ist der Bohrturm, die Orgelmusik das Stampfen, Rattern und Pfeifen der plumpen Lokomobile, einziger Gast einer fernen Kultur der dünne Telephondraht, der das Kamp mit Panuco und von dort mit der Welt verbindet.

Rings um Panuco ragen Bohrtürme als einzige höhere Vegetation aus dem Busch, Bohrtürme in allen Lebensaltern. Manche leuchten in der grellen Sonne gelb und rot, wie frisch vom Tischler; halbnackte Gestalten umklettern sie, klopfen und hämmern und machen sie zur Aufnahme des schweren Stahlmeißels bereit. Das sind die Babys unter den Bohrtürmen, die ihre Pflicht erst tun sollen. Ein kahler, frisch gerodeter Fleck im Urbusch umsäumt ihren Grundriß, ein Schein von Hoffnung und Erwartung schwebt um ihre Spitze. Ein Lotterielos ist jede neue Bohrung; und auch hier überwiegen die Nieten!

Um einen anderen Turm kreischt und stampft die Lokomobile. Er ist schon in Betrieb. Auch er ist noch blank und rein, aber in ihm hängt schon der schwere Erdmeißel, den das Gewicht des Gestänges und die Kraft der Maschinen, die wie plumpe Urtiere aus dem Busch emporragen, immer tiefer in die Eingeweide der Erde drehen. Die Höhe des ausgedörrten Schlammhügels und der Kernproben daneben geben Zeugnis davon, wie tief er gedrungen ist.

Und dann wieder ein Turm, der schon die Spuren der erfolgreichen Bohrung zeigt, ein Los, das ein Treffer geworden ist. Chapopote trieft von seinen schmutzigen, geschwärzten Balken, tropft in die kleinen, schillernden Ölsümpfe, die seinen Fuß umgeben. Ölgeschwängerte Luftschwaden umzittern ihn. Er selbst ist ja überflüssig geworden. Denn aus dem Erdloch, das er bohren half, saugt jetzt die Lokomobile das kostbare Öl in die Reservebehälter. Von diesen führt die „Pipeline", ein mannsdickes Rohr, das wie eine schnurgerade Ader eine Bresche durch den Busch schlägt, das Rohöl in die Hauptleitung oder direkt in die Haupttanks oder Tankschiffe am Fluß.

Sobald dann die Ergiebigkeit eines Brunnens zurückgeht, das Öl immer dünner und träger aus der Erde fließt und endlich ganz versiegt, zieht sich wieder alles Leben von diesem Fleck im Busch zurück. Der Wind ebnet die Schutthügel ein, der Busch streckt seine kralligen Finger über das Stück Land, das ihm der Mensch entrissen hat und schließt die Wunde, die Axt, Buschmesser und Bohrer ihm geschlagen. Noch lange überragen die morschen, geschwärzten Balken des Bohrturms die Stätte einstigen, hastigen Lebens. Wie ein verwahrlostes Grabmal schaut der Veteran über den unsterblichen Busch, bis endlich auch er Wind und Wetter zum Opfer fällt. — —

„Tam, tam, tam!" saust eine mächtige Eisenklammer auf ein hängendes Stück Eisen; es dröhnt durch die Hütten bis weit über den Busch hinaus, weckt die müden Schläfer. Der Chinesenkoch des Huestecakamps „La Favorita Nr. Seis" macht Lärm.

„Zum Teufel!" begrüßt Frank Leßner den neuen Tag und reckt sich gähnend auf seinem primitiven Lager. „Schon wieder fünf Uhr! Gus ist ein verdammter Kerl! Uns so schinden zu lassen!"

„Schadet nichts!" tröstet ihn Vic Kroll. „Aller Anfang ist schwer und mit der Option allein ist noch lange nichts erreicht. Jensen hat ganz recht, wir müssen das Ölgeschäft von Grund auf kennenlernen. Denk an die kommenden Millionen und brumm nicht!"

Frank nimmt zwei Eimer unter die Arme und geht Waschwasser holen. In vielen Dingen haben sich die beiden schon den Kampsitten angepaßt, nur vom „Morgenbad" können sie nicht lassen; obwohl ihnen ihre Arbeitsgenossen immer wieder versichern, es sei ein überflüssiger und sträflicher Luxus und eine frischgewaschene Haut ein besonderer Leckerbissen für Moskitos. Ein ölgetränkter Lappen sei zur Morgenreinigung weitaus das Geeignetste und Zweckmäßigste.

Aber sonst unterscheidet sie fast nichts mehr von ihren braunen Arbeitskollegen. Seit sie damals den Lastwagen der Huestecа bestiegen hatten und auf den tanzenden, harten Gerüstbalken in das neue Kamp bei Panuco gefahren waren, hatten sie schwere, harte Arbeit leisten müssen, ebenso wie die anderen bezahlten Hilfsarbeiter. Mit blindwütigem Eifer hatten sie ihre Hackmesser gegen das verfilzte Dornen- und Astgewirr geschwungen, bis ein alter erfahrener Indio ihre Arbeitswut dämpfte. „Despacio, despacio, compañeros — langsam, langsam, Genossen", war sein wohlbegründeter Rat und Wahlspruch. Der niedrige Busch, der keinen Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne gewährt, gestattet kein Arbeiten in amerikanischem Tempo. Despacio, despacio! Der Fleck im Busch war doch rechtzeitig gerodet, die Balken hatten sich rechzeitig zum zwanzig Meter hohen Turm zusammengefügt, der Bohrer hatte rechtzeitig unter dem Druck der Lokomobile seine Tätigkeit begonnen. Der Schlamm- und Steinhaufen, die zylinderförmigen Kernproben waren langsam, aber sicher

gewachsen, das Bohrjournal zeigte nach den alltäglichen Eintragungen von Ton, Schiefer, Sand und Mergel die hoffnungsvollen Worte: Ölsand bei 1850 Fuß. In nächster Nähe lagen die stählernen Riesendauben der Behälter, die den hervorquellenden Reichtum einfangen sollten, durch den Busch zog die schnurgerade Linie des Leitungsrohrs zum Rio Panuco, wo mit leerem, gefräßigem Bauch ein Tankdampfer der Huesteca auf den schmutzigen Wellen schaukelte.

Frank hat seine Morgenreinigung beendet, hebt den fast leeren Eimer hoch und läßt sich den letzten Rest Wassers im Bogen in den offenen Mund fließen. Kein Tröpfchen geht daneben. Ein rasches Gurgeln, Zahn- und Mundpflege sind durchgeführt und in ebenso schönem Bogen spritzt das Wasser bei der Tür hinaus ins Freie. „Da staunst du, Vic, wie gut ich schon auf mexikanisch „Wasser fassen" kann!"

„Mantschee!" schreit die hohe Stimme des Chinesenkochs herüber. Er hat diesen Matrosenausdruck für Essen auch hierher ins Lager verpflanzt, aber seine Aussprache läßt von dem ursprünglich französischen Wort nur mehr den lockenden Begriff übrig.

In ihren schmierigen, zerrissenen Arbeitskleidern schlendern die zwei langsam zum Speisehaus der Weißen.

„Lorito war gestern sehr aufgeregt und lebhaft", sagt Vic unterwegs, „und Gus schwört auf dieses Anzeichen hin, daß es ein ergiebiger Brunnen wird." Lorito war ein uralter, böswilliger Papagei, der Liebling des langen Gus und der Feind und Schrecken aller übrigen Lagerbewohner.

„Cochon! Canalla! Lump!" schallt ihnen durch das Fenster die Begrüßung des sprachkundigen Papageis entgegen.

„Siehst, das sind die Früchte meiner Erziehung. Den Lump hat er vor mir!" brüstet sich Frank und tritt ein. „Morning!"

Die beiden bleiben mit offenem Mund an der Tür stehen. Denn Lorito sitzt flügelschlagend und fluchend auf der Schulter eines schlanken blonden Mädels, das den vergeblichen Versuch macht, mit Zuckerstückchen seine Gunst zu erwerben.

„Fräulein Luise", ruft Gus, „da ist Ihr Landsmann, von dem ich Ihnen erzählt habe."

Frank und Vic schütteln verlegen die schmale Hand, schauen überrascht in die freundlich lächelnden, überraschenderweise plötzlich glattrasierten Gesichter des Contractors, des Drillers und der beiden Tooldresser und werden sich beschämt ihres achttägigen Stoppelbartes bewußt.

„Fräulein Luise Schmidt ist für einige Tage Gast unseres Kamps", erklärt Gus. „Wieso und warum, das werde ich euch ein andermal erzählen."

Der Koch bringt auf einem riesigen Tablett das Frühstück. Luise nimmt es dem staunenden Gelben wortlos aus den Händen.

„Bitte Platz nehmen, meine Herren, Frühstückszeit! Herr Jensen, Kaffee oder Tee?"

„Tee, bitte!" wählt Gus und freut sich.

„Mehr hell oder mehr dunkel?"

„Hell, bitte!" Mit einem raschen verstohlenen Griff schiebt Gus den ungewohnten Binder hinauf, während der Tooldresser neben ihm in aller Eile seine Fingernägel unter dem Tisch mit einem riesigen Taschenmesser reinigt.

Mit glänzenden Augen schauen die sechs Männer auf die flinken, zierlichen Hände, die ihnen die Tassen füllen, den Zucker reichen, die dickgestrichenen Butter- und Marmeladenstullen zuschieben. Das Frühstück, das sie sonst hastig, im Stehen hinuntergewürgt haben, ist heute ein kleines Fest. Und auch Luise wird immer froher und freier. Die schrecklichen Ereignisse der letzten Nacht verblassen, die Angst und Scheu vor den derben, ungehemmten Ölmännern ist verschwunden, sie fühlt, daß in den Blicken der sechs Achtung liegt.

„Was ist Ihnen geschehen?" fragt Kroll mit vollem Mund und deutet auf die blutunterlaufene Schramme in Jensens Gesicht.

Gus grinst und Luise beugt sich tief über ihre Tasse.

„Das, das tat Lorito, mein Liebling. Aber das macht nichts."

„So", widerspricht Frank, „nun, ich hätte dem „Liebling" den Hals umgedreht."

„Ich nicht!" lacht Gus und ein schneller Blick streift das blutrote Gesicht Luises.

*

„Los!" Der Driller gibt dem Maschinenmeister, dem Tooldresser, wie er in der Ölsprache genannt wird, ein Zeichen, die Pumpe beginnt zu arbeiten, Ströme von Wasser schießen in das Bohrloch.

Die unterste Schicht des Lochs ist mit Zement ausgefüllt worden, um ein Verwässern oder Versanden des Öls zu verhindern. Diesen Zementzylinder hat der Spezialbohrer zu einer Röhre ausgehöhlt und ist nun neuerdings bis zum Ölsand durchgedrungen.

Diese „Durchspülung" oder Reinigung des Bohrlochs ist die letzte Stufe der Bohrung. Alle Arbeit im Kamp ruht. Alles steht wartend um das Gerüst, auf allen Gesichtern, auch auf den ältesten, in Ölkamps verwitterten liegt die Spannung dieses immer wieder packenden Augenblicks. Wartend liegt der plumpe Koloß des Tanks, wartend hängt im Turm die eiserne Heimkappe, die das hervorströmende Chapopote bändigen und in das Abflußrohr zwängen soll. Man läßt nicht mehr so wie früher die erste Welle nutzlos verspritzen und im Boden versickern, denn jedes Faß bringt Geld.

Gus steht mit Luise und den beiden Freunden beim Turm. Sie haben ihre ältesten Overalls angezogen und auch Luise steckt in ölbeschmierten, viel zu großen Hosen. Auf Gus' Schultern turnt aufgeregt und schreiend Lorito.

„Nun, Mister Jensen", sagt Vic Kroll, „das ist Ihr letzter Brunnen hier bei Panuco. Die Zeit wird knapp, wie steht es mit Ihrem Entschluß wegen Tantajuca?"

„Ich habe mir die Sache genau überlegt und bin schon vor einigen Tagen zu folgendem Entschluß gekommen: ich mache mit, aber nur unter der Bedingung, daß meine Gesellschaft mir ihre Unterstützung zusagt. Es gäbe ja auch einen anderen Weg, das Geld zu beschaffen, und zwar ein neues Syndikat zu gründen und die Aktien frei zu verkaufen. Aber dazu braucht man Zeit und man weiß nie, in welche Hände schließlich die Aktienmehrheit kommt, wenn man nicht das Geld hat, um sie selbst zu erwerben. Und das haben wir alle drei nicht. Wenn wir hier auf Öl gekommen sind, fahre ich zur Berichterstattung nach Tampico und nehme Ihre Optionspapiere mit. Mein endgültiger Entschluß hängt dann von dem Resultat meiner Aussprache mit Mister Collins ab. Bis dahin heißt es eben Geduld haben. In Tampico werden ich mich auch wegen Ihrer Rückfahrt erkundigen", wendet er sich von den etwas enttäuschten Gesichtern der beiden Freunde Luise zu, „und vielleicht gleich die Schiffskarte mitbringen."

Aber der lange Gus hat heute kein Glück mit seinen Entschlüssen. Auch Luises Gesicht wird bei diesem wohlmeinenden Vorschlag nicht um einen Schein freudiger und ihr leises „Ja, bitte!" klingt nicht sehr begeistert.

„Achtung! Achtung!" Die 1850 Fuß hohe Wassersäule ist durch Abschöpfen immer geringer geworden; der Druck des Wassers kann den entfesselten Druck der Ölgase nicht mehr bändigen. Der erstickende Atem der Erde weht wie ein Windstoß aus dem Rachen des Bohrlochs.

„Zurück, zurück, das Öl kommt!" brüllt der Driller. Ein träges, faules Gurgeln kündet das Emporsteigen des Chapopotestroms an.

„Beruhige dich, Lorito", Gus streichelt sein aufgeregtes Kindchen. „Springer wird das keiner. Die Zeiten sind vorbei!"

Ein schillernder Sprudel schießt aus dem Bohrloch, bespritzt den Bohrturm, die Leute, den Boden mit einem schwarzen Sprühregen: Und mit ihm pfeift das entfesselte Gas. Noch ist der Druck zu stark, noch ist es zu früh, die Kappe aufzusetzen. Immer wieder spuckt die Erde in kurzen Stößen ihren schwarzen Speichel. Der Glücksvogel begrüßt den beißenden Öldunst, der sich wie eine Wolke über das Lager legt, mit kreischendem Geschrei: „Oil, Oil, Chapopote!" Gus schätzt den voraussichtlichen Ertrag des Brunnens und rechnet seine Prozente aus. Die beiden Ölneulinge starren glänzenden Auges auf den noch nie ge-

sehenen Anblick und denken an ihre Zukunftsbrunnen bei Tantajuca an Reichtum und Macht. Luise hält sich das Taschentuch vor die Nase, aber auch sie wendet keinen Blick von dem fesselnden Schauspiel und vergißt sogar ihren Ärger über Gus, der sie so selbstverständlich und gleichgültig heimschicken will.

Ein neues, unverständliches Kommando des Drillers, die schwere, gußeiserne Kappe senkt sich auf die Öffnung. Rasche Fäuste schrauben sie fest. Der Reichtum ist gebändigt, fließt durch die Stahlfesseln des Rohrs zum Tankschiff.

„Hallo, Gus", der Driller hält ihm die öltropfende Hand hin, „gratuliere zu Favorita Nr. Seis. Zwar kein Sonderbrunnen . . ."

„Aber wir sind heute schon froh, wenn es keine vollständige Niete ist." Gus schüttelt ihm mit grimmigem Lachen die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Der gefesselte Jäger.

Geschichtchen aus der Ritterzeit, von **L. Schwenger-Cords.**

Der Ritter Guntram von Hardenstein hauste auf seiner festen Burg im grünen Ruhrtal. Er war eine der prächtigsten und lebensfrohesten Gestalten unter den Rittern des niedersächsischen Gaus. Frau Irmintrud entstammte dem waffentüchtigen Geschlecht der Isenberg. Es war in der Zeit der Kreuzzüge, da fahrende Ritter die deutschen Stromtäler durchzogen. Die Hallen klangen wider vom Lied der Minnesänger.

Die Burgfrau Irmintrud von Hardenstein aber saß oft einsam am Fenster ihrer Kemenate.

Von Zeit zu Zeit seufzte sie tief auf: Der Burgherr war wieder auf Jagd. In den Nächten saß er pokulierend mit den Gesellen, dem Volmarstein, Hardenberg, Hohenstein und Blankenstein. Am Tage übte er eifrig das edle Weidwerk, gar zu eifrig, leider! Nein, Irmintrud hatte den Hardenstein, dem sie sich vermählte, anders gesehen! Besser doch, er wäre oft in die Schranken geritten, hätte ehrgeizig um Ruhm und Rang unter Fürsten gekämpft oder darauf gesonnen, sein Gebiet zu mehren! Aber Jagd und Wein schienen sein Dasein zu erfüllen. Frau Irmintrud liebte ihren Gatten, darum wollte sie ihn heilen von dem übermächtigen Hang zu Weidwerk und Humpen.

Frau Irmintrud verstand von ihrer Mutter her, die als weise Frau im Lande galt, allerhand Künste. Sie konnte Heil- und Zaubertränke brauen, Hand auflegen und Kranken Schlaf spenden. Sie liebte Tier und Pflanze, hegte sie und verstand ihre Sprache. Der Schalk blitzte in ihren blauen Augen: sie wollte den Eheherrn schon wandeln!

Ein großes Hasenjagen war angesagt. Die Hifthörner klangen.

Frau Irmintrud mischte nun aus Kräutern einen Sud, goß Wein darauf und — besprach den Pokal, mit dem Ebereschenzweig eine Runa schlagend. Ihr zauberkundiger Geist versenkte einen Traum in das Getränk. Und als ihr Eheherr durstig nach Hause kam und sich schlafen legte, um früh zur Jagd aufzubrechen, reichte sie dem Durstigen den Trunk.

„Du hast ihn köstlicher gewürzt als sonst!" sagte Herr Guntram zufrieden und entschlummerte. Des Nachts hatte er aber einen schweren Traum: Er sah sich selbst von der Jagd zurückkehren durch das Tor seiner eigenen Burg. Aber nicht er schritt voran als stolzer Jagdherr, umsprungen von seinen Hunden, hinter sich die Jäger, die reiche Beute trugen, — nein, er fühlte sich an Armen und Beinen gebunden und hing, dem erlegten Wild gleich, an einer Stange. Das Schlimmste aber war: zwei riesengroße Hasen, zwei von jenen, die er hatte erlegen wollen, trugen die Stange. Als unheimliche Gespenster gingen sie vor und hinter ihm, spitzten die langen Ohren und rollten drohend die Augen. Die Hasen, wahrhaftig, waren die Jagdherren, und sie trugen Spieß und Hifthorn! Er aber, der stolze Ritter Guntram von Hardenstein, er war die gefesselte Beute! Quälender Durst marterte ihn, und er sah einen Rebstock über sich, von dem die Trauben üppig hingen. Aber seine lechzenden Lippen konnten keine der saftigen Beeren erreichen, und seine Hände blieben gebunden. Aus mit dir, Ritter Guntram von Hardenstein! Aus mit dir auf deinem eigenen Grund und Boden! Die Hasen wuchsen immer gewaltiger an! — Mit fürchterlichem Stöhnen fuhr der Ritter aus dem Schlaf. Seine Frau saß über ihn gebeugt und fragte: „Was stöhnst du so?" Sie strich ihm das Haar aus der heißen Stirn. — „Mir ist nicht wohl", klagte er. Im Hof lärmten Jäger und Meute. Er rief nach seinem Knappen. „Laß die Jagd abblasen, Knapp!" befahl der Ritter. Bald hörte er die hellen Hörner das Halali abblasen. Aber es klang dem Ritter in den Ohren wie „Hasenschreck! Wild zur Streck! Hasen — Hasen — Hasenschreck!"

Die riesengroßen Gespensterhasen wandelten durch sein Gemach, und er sah sich selbst als Jagdbeute an der Stange hängen. Ach, die schönen Trauben! Der Durst plagte ihn. Seine Frau brachte ihm zu trinken und kühlte mit feuchten Tüchern die Stirn. Der Ritter sank zurück und schlief einen ganzen Tag durch. Und während er schlief, nahm Frau Irmintrud den Ebereschenzweig und schlug die Runa über ihm. Danach war der Ritter genesen!

Fröhlich zog er wieder zu Gelag und Jagd, aber Irmintrud konnte merken, daß er öfter bei ihr einkehrte und des Pokulierens weniger wurde. Er war auf Mehren seiner Herrschaft bedacht, und die Herrschaft Hardenstein wuchs und gedieh. Ritter Guntram zog zu Rat und Turnier, und er ritt mit den Deutschherren an den Kaiserlichen Hof. Wenn er auf seiner Burg weilte, griff er sogar zu Buch und Laute und sang seiner glücklichen Eheherrin die Lieder der Minnesänger.

Das hatte der Trunk und die Eschenruna vollbracht. O Segen uralten Zaubers!

Irgend wann muß einem geschickten Bildschnitzer Kunde gekommen sein von dem wunderwirkenden Traum, den der Ritter Guntram träumte. Denn er schnitzte ihn in die Kanzel einer alten Dorfkirche im niedersächsischen Gau, wo das zierlich-absonderliche Bild vor den Augen der Gläubigen prangt: der gefesselte Jäger als Beute an der Stange, von zwei großen Hasen getragen, die Jagdspieß und Hifthorn halten — und über ihm ein mächtiger Weinstock, von dem schwere, reife Trauben niederhangen.

Es lebt viel wundersames Bildwerk unter den hellsichtigen Niedersachsen, und manche uralte Runa harrt der Enträtselung.

Kastanien mit Brombeerblättern.

Von der Speisekarte im winterlichen Gehege.

Von **Wilhelm Hochgreve.**

Ehe der Nebelung den Bäumen die letzten Blätter abknüpfte, waren die Raufen und Kästen an der Rotwildfütterung im Bergtal und an der Rehfütterung im unteren Waldteil nachgesehen und ausgebessert. In die beiden Schuppen nahe den Fütterungen, die mit Grummet von sonniger Bergwiese und mit Laubheu schon im Sommer angefüllt waren, hatte man als Kraftfutter Kastanien und Eicheln geschafft und in der Nähe einige Fuder Rüben, die als saftiges Beifutter zu dienen haben, im kleinen Schutzgatter eingemietet. Über den Kastanien und Eicheln wurden in Drähten Beerendolden von Ebereschen aufgehängt. Der Vorrat an Salzlecksteinen erfuhr ebenfalls eine Auffrischung. So konnten wir mit ruhigem Hegerherzen dem Winter entgegengehen.

Man soll dem Wild wenig, aber nur bestes Futter geben. Übrig bleibt auch in milden Wintern in den Bergen an den Fütterungen kein Halm und keine Frucht. Zu dürftig ist die natürliche Äsung im Winter in Bergrevieren, die gegen die Felder abgeschlossen sind.

Der Wetterbericht meldete für das Ende der Woche milde Witterung mit vereinzelten Regenschauern, aber die gingen bald in Schneefall über, der die ganze nächste Nacht hindurch anhielt. Am Morgen ist die Decke schon dreißig Zentimeter hoch. Der Jagdaufseher hat die Schneehöhe am Berg mit dem „Kniep", dem langen Jagdmesser, gemessen, das um fünf Zentimeter zu kurz war.

Jetzt kann man abfährten und spüren, wo das laufkranke Schmaltier geblieben ist, das vom Nachbar herüberwechselte, wegen des vermaledeiten Wetters aber nicht zur Strecke gebracht wurde. Auch mag der Alte zusehen, ob es sich lohnen wird, die Marderschlagbäume zu beködern und gegebenenfalls fänglich zu stellen. Zehn Pfund Tabak bringt so ein Braunbalg mit dottergelber Kehle ein, und wenn er eine weiße hat, reicht's für fünf bis sechs Pfund. Aber Gelbkehlchen ist hier oben häufiger als Weißkehlchen. Und dann macht dem Alten, in dessen rauher Schale ein weicher Kern steckt, das Füttern Spaß, wenn's nottut wie jetzt.

Gleich nach Mittag ziehe ich mit ihm hinaus. Zuerst geht's an die Rehfütterung, deren Raufe mit Laubheu und Luzerne besteckt wird. In die Kästen unter der Raufe schütten wir Eicheln und mit der Hackmaschine zerkleinerte Kastanien, und in den überdachten und mit Grasplaggen beschwerten Laubhaufen stecken wir frische Rüben aus der warmen Miete ein, die hier drei Tage und mehr auch stärkeren Frost aushalten können, meist aber schon am nächsten Morgen restlos aufgenommen sind, obwohl hier nur zwei Drittel des Rehwildes sich sammeln. Die anderen Tiere stehen in Brombeergebieten und leiden keine Not, solange die nahrhaften, grünen Blätter an den Ranken erreichbar sind. Hier helfen wir nach, indem wir beschneite Ranken aus dem Schnee heraushakeln und zu hoch greifende herunterziehen, oder mit dem Jagdmesser kappen.

Nun gehen wir nach der etwa 1500 Meter entfernt und fast 150 Meter höher liegenden Rotwildfütterung im oberen Hauptal des Reviers. Obwohl es bis zum Morgen geschneit hat, kreuzen wir viele Fährten, die uns immer wieder fesseln und die Zeit unseres Anmarschs verdoppeln. Die meisten von ihnen führen nach der Fütterung. Richtig: das Laubheu und das Grummet, das der Aufseher vor zwei Tagen frisch eingesteckt hat, sind bis auf die holzigen Zweige abgeäst, und von den Rüben ist sicher schon vor dem Schnee nichts übrig geblieben. Alles, was an Laub und Heu am Boden liegt, wird mitsamt den Zweigen zusammengeharkt und mit der Heugabel auf den abseits mit einem Schutzgatter versehenen „Müllhaufen" geworfen. Vom Wild zertretenes, benäßtes und durch Losung verschmutztes Futter, das in der Not nicht verschmäht wird, bedeutet Gift, das Erkrankung und Eingehen bewirken kann. Zwölf bis sechzehn Stück Wild, darunter drei geringe Hirsche, waren nach den Fährten an der Fütterung gewesen. Morgen zählen wir sicher fünfundzwanzig bis dreißig, und wenn der Schnee bleibt, kommt's auf fünfundvierzig bis fünfzig, darunter ein Dutzend mittlere und gute Hirsche.

Damit auch die „alten heimlichen Herren", die gewöhnlich erst spät, meist im Schutz völliger Dunkelheit an die Fütterungen treten, ihr Recht bekommen und nicht leere Tische oder nur Heu vorfinden, geben wir das leckere, immer zuerst angenommene Kraft- und Saftfutter, Kastanien, Eicheln und Rüben, erst in der Abenddämmerung. In Frostzeiten sind wir dann auch sicher, daß die Rüben vor dem Einfrieren aufgenommen werden, die wir hier weitläufig auslegen müssen und nicht „einlauben" können wie an der kleinen Rehfütterung, und von den Eicheln würden, wenn wir sie am hellen Tag schütteten, von den bunten Waldstrolchen, den Hähern, die sich hier wie auf einen Pfiff versammeln, sobald die Fütterung mit Eicheln einsetzt, große Mengen verschleppt werden. Ebenso erginge es den Ebereschenbeeren, über die noch viele andere Vögel herfallen würden. Sie haben hier alle nichts zu suchen, sind uns aber bis auf die Häher an der Vogelfütterung am Jagdhause jederzeit willkommen. Kastanien und Eicheln werden weit ausgestreut, damit sie allen Stücken zugute kommen, einzelne Tiere sich nicht überladen und Bewegung erzwungen wird. Aus diesen Gründen haben wir auch die drei Raufen so weit von einander aufgestellt. Die Kastanien und Eicheln mögen tief im Schnee versinken, was macht's für das Witterungsvermögen des Rotwildes!

Wir verteilen noch einige Körbe voll Ebereschenbeeren, die wir in die Raufen hängen, hier und da auch auf den Schnee werfen, und krachend schlägt dann die Tür des Schuppens zu — für das in der Nähe wartende Wild das altgewohnte Zeichen, daß die Luft nun rein ist, der Gongruf zu Tisch.

Keine 300 Meter (morgen keine 200!) sind wir weg, da wimmelt's schon schwarz gegen den weißen Teppich am Berghang, noch ein kurzes Sichern, dann die führenden Tiere, Schmaltiere, geringe Hirsche, übergehende und ältere Tiere. Das Jungvolk fällt gleich über die Gaben her, während ältere Stücke alles abwinden, wo wir standen und was wir mit den Händen berührten. Aber morgen schon sind sie das gewöhnt. Dann stört es sie nicht mehr, wenn sie den Tran von des Aufsehers Schneestiefeln, den Priem- und Tabaksgeruch seiner Hände wittern. Wir zählen achtzehn Stück Wild, bevor die Nacht den Vorhang senkt. Kalt und blank wie Metall wölbt sich über uns der Himmel, die Luft steht aus Osten. „Wir kriegen Frost und wahrscheinlich harte Wochen", sage ich. — „Man hin", erwidert der Alte, „unser Futter reicht bis Ostern."



Bunte Chronik



Die größte Zigarre der Welt.

Die deutsche Tabakernte wird in diesen Tagen gesichtet und der Weiterverarbeitung zugeführt. Es ist bekannt, daß heute im Gegensatz zu einst der deutsche Tabakbau nicht bloß Pfeifenkanaster, sondern auch feinere Sorten für verwöhnte Raucher liefert. Weniger bekannt ist aber die Tatsache, daß die größte Zigarre der Welt sich in Deutschland befindet. Sie ist im Deutschen Zigarrenmuseum der westfälischen Zigarrenmacherstadt Bünde ausgestellt. Diese über anderthalb Meter lange Riesenzigarre ist nicht etwa eine Attrappe, sondern sie besteht aus richtig gedrehtem Tabak und könnte auch wie eine andere Zigarre geraucht werden. Würde ein Raucher mit einer dem gigantischen Format angepaßten Spitze täglich eine Stunde lang diese Zigarre rauchen, so würde er in 245 Tagen das Werk vollbracht und aus der riesigen Zigarre einen riesigen Haufen Asche gemacht haben.

„Der Mann mit dem verrutschten Herzen."

Ein 28jähriger Kellner Klebowsky, der in einer eleganten Bar in Warschau beschäftigt ist, klagte in letzter Zeit über große Schmerzen im Magen. Er suchte einen Arzt auf, und dieser erklärte dem Überraschten, daß sich sein Herz auf der rechten Seite befände. Ein ärztliches Konsilium trat zusammen, und der Kellner wurde nochmals eingehend untersucht. Dabei stellte es sich heraus, daß Klebowsky als vollkommen normaler Mensch geboren wurde. Im Laufe der Jahre litt er aber an „Athisnokoka", einer Krankheit, die man auf „Hunde-Parasiten" zurückführt. Diese Krankheit erzeugt eine innere Verwässerung der Organe und der Magenwände, wodurch das Herz nach rechts gedrückt wurde. Die Ärzte hoffen trotzdem, den Mann am Leben erhalten zu können.



Lustige Ecke





„Hast du gesehen, Sophie, daß in der Zeitung etwas von dir gesagt wird?"
„Das ist doch nicht möglich! — Was schreiben sie denn?"
„Hier steht, daß es in der Welt zu viele Frauen gibt!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.